

Bettina von Kleist
Das Jahr danach

mitbekommen und dichtgehalten. Warum sind Freunde in dieser Situation so feige? Und weshalb haben Janines Eltern nicht zu ihrer Tochter gesagt: »Das ist ein verheirateter Mann. Benimm dich mal.«

Durch unsere Trennung habe ich gelernt, über Gefühle zu reden. Ich bin sicherer bei dem, was ich sage, habe ein viel größeres Vokabular bekommen. Und ein besseres Selbstwertgefühl. Wenn ich das Wort Würde ausspreche, wird mein Rückgrat ganz grade. Es macht mich froh, dass ich nicht versunken bin in Alkohol und Depressionen, obwohl es Phasen absoluter Dunkelheit gab und auch noch gibt. Ohne meinen Glauben hätte ich den Tiefpunkt nicht überstanden. In meiner Not habe ich regelrechte Stoßseufzer an Gott gerichtet: »Herr, ohne dich schaffe ich es nicht. Jetzt bist du dran.« Ein paar Mal suchte mich der Gedanke an Suizid heim. Immer wenn es mir schlecht geht, muss ich laufen, laufen. Wenn ich allein in der Natur war, habe ich mein Hadern hinausgeschrien. Danach wurde ich jedes Mal ganz ruhig. Musik hat mir sehr geholfen: Messen, Kantaten, alle Werke von Bach.

Gegen unsere Scheidung vor einem Jahr habe ich mich mit Händen und Füßen gewehrt. Sie besiegelt, dass unsere Ehe unwiderruflich zerbrochen ist. Die Endgültigkeit hat etwas Vernichtendes. Ich beginne zwar, meine Selbständigkeit auch zu genießen, aber ich hätte lieber nur getrennt gelebt. Dann wäre noch ein Fünkchen von unserer Ehe übrig geblieben, schon allein, weil ich hätte sagen können: »Mein Mann.« Das impliziert: Irgendwo ist da noch ein männlicher Schutz. Und: Der gehört eigentlich nicht anderen Frauen, der gehört zu mir. Nach dem Gerichtstermin bin ich stundenlang allein im Regen spazieren gegangen. Mich quälte die Frage: »Wer bin ich jetzt eigentlich?« Ich hatte das Gefühl absoluter Bodenlosigkeit. Ich frage mich, warum Gerald die Scheidung wollte, denn er hat Janine ja nicht geheiratet. Manchmal denke ich, es ist seine Revanche dafür, dass ich gegangen bin. Niemand, auch er nicht, hatte mir diese Stärke zugetraut. Indem er auf der Scheidung bestand, gab er wieder die Bedingungen vor.

Ich werde häufig gefragt, ob ich zu Gerald zurückgehen

würde. Manche seiner Eigenschaften stören mich mehr als früher. Es ärgert mich, wenn er negativ über unsere Söhne spricht, Pauschalurteile fällt, wenn er innerlich so unbeweglich ist. Aber mein Gefühl sagt etwas ganz anderes. Wenn ich mir ausmale, Gerald würde sagen: »Komm zu mir ins neue Haus, es ist aus mit Janine«, dann weicht aller Druck, alle Unruhe einer abgründigen Erleichterung. Wenn ich ihn sehe, habe ich oft ein warmes Gefühl, aber es tut nicht mehr quälend weh. Das Fundament unserer jetzigen Beziehung ist die Vertrautheit. Du kannst vielleicht irgendwann die Sehnsucht löschen, die Liebe abtöten, aber die Vertrautheit bleibt. Unsere Kinder und Enkel sind jetzt unsere Verbindungsglieder. Vor kurzem sagte Gerald: »Haben wir nicht eine süße Enkeltochter?« Bei den älteren Enkeln hat er das »wir« nicht gebraucht.

Aber eine Stimme in mir sagt auch: Ich habe mich zu spät getrennt. Ich wollte unseren Söhnen ein intaktes Familienleben geben, dafür habe ich zu viel in Kauf genommen. In den letzten Monaten denke ich seltener an Gerald, mitunter zwei Wochen nicht. Ich träume auch weniger von ihm. Wenn ich von ihm träume, sind wir meist ein Paar. Er ruft selten an, erkundigt sich aber bei den Kindern, wie es mir geht. Da schwingen sicher auch Schuldgefühle mit. Was nach wie vor wie ein Schatten auf mir liegt, ist seine Freundin. Während der Trennungsphase habe ich vergeblich versucht, mit ihr Kontakt aufzunehmen. Seit der Scheidung will ich nicht mehr. Wenn ich überlege, wie lange sie für mich eine Bedrohung war, kommt in mir eine irrsinnige Wut hoch. Auch Eifersucht. Besonders, wenn meine Söhne zu Gerald und ihr fahren. Die Vorstellung piekt, dass sie meine Enkel knutscht. Im Traum wollte ich sie schon erwürgen, reale Rachedgedanken hege ich nicht. Das überlasse ich einer höheren Instanz. Ich sage: »Herr, du weißt, das ist ein Luder.«

Ich krabbele allmählich raus aus der schlimmsten Krise, aber ich finde es schwer, allein zu sein. Ich würde gern beim Frühstück jemandem gegenüber sitzen, möchte abends noch jemanden umarmen. An manchen Tagen habe ich mit niemandem ein Wort geredet. Ich habe wenig Eigeninitiative, brauche

immer ein Zugpferd. Ich lese viel, walke, inzwischen bin ich so weit, dass ich manchmal allein ins Kino oder ins Café gehe, doch es ist herrlich, wenn jemand sagt: »Komm!« Richtige Freunde habe ich in Potsdam nicht, auch weil ich oft verreise, zu meinen Söhnen und in unser Ferienhäuschen. Einladungen, bei denen sonst nur Ehepaare anwesend sind, sage ich ab, weil ich mich deplaciert fühle. Erst seit kurzem habe ich das Gefühl, wenn ich meine Wohnungstür aufschließe: Ich komme nach Hause. Doch wenn mein Sohn Berlin verliesse, könnte ich meine Zelte leichten Herzens wieder abbrechen.

Glückliche Momente erlebe ich kaum noch. Wenn mich meine vier Enkel besuchen, sage ich mir manchmal: Sei doch glücklicher! Aber ich bin es nicht. Eine Zeitlang meinte ich, einer Frau an den Augen anzusehen, ob sie durch das Elend einer Scheidung gegangen ist. Sabine Christiansen zum Beispiel. Als sie sich von ihrem Mann trennen musste, dachte ich: Oh, diese Augen kennst du. Wenn du in den Spiegel schaust, hast du den gleichen Blick. Aber man muss sich bemühen, dass man nicht so verhärtet aussieht, dass die Leute einen nicht mehr mögen. Witwen haben einen anderen Ausdruck. Verwitwete Partner sind einsam, traurig, aber sie sind nicht verlassen worden, sie können an ein Grab gehen und sagen: »Gott, es war dein Wille.« Meine Mutter fragte mich einmal: »Wäre es besser, Gerald wäre tot?« Das hat mich erschreckt, aber sie hat den Unterschied erkannt. Ich trauere um eine lebende Leiche. Und finde es schrecklich, dass ich zur Gruppe der Geschiedenen gehöre.

Luisa C.: »Ich vermisse die Lebensgeräusche von früher.«

Auf dem Tisch vor dem Fenster stehen Kerzen und Blumen, mit wenig Mitteln ist der Wohn- und Schlafraum geschmackvoll eingerichtet. Mit 42 Quadratmetern bietet Luisas Einzimmerwohnung nur wenig Platz. Zierlich und neuerdings mit auf Kinnlängen gekürzten Haaren, hat die dunkelblonde 49-Jährige eine noch jugendliche Anmut, mit ihrer glockenreinen Sopranstimme ist sie eine tragende Säule im Chor.

Ein Jahr nach unserem Gespräch haben sich ihre Lebensumstände stabilisiert und verbessert. Auf ihren Beruf als Altenpflegerin hat sie eine Zusatzqualifikation draufgesattelt, glücklich berichtet sie von ihrem Umzug in eine Zwei-Zimmer-Wohnung, inzwischen würden ihr Sohn und ihre Töchter mehr akzeptieren, dass sie ihren Mann verlassen hatte. Gern würde ich auch ihn interviewen, aber Luisa wehrt ab. Er würde mit einer Fremden gewiss nicht reden wollen.

Ich habe noch nicht den Punkt erreicht, wo ich durchatmen kann, noch immer stehe ich unter Spannung und frage mich, ob mein Schritt richtig war. Besonders die Nächte, in denen ich allein bin, sind schwierig. Dann schlafe ich schlecht, mir fehlen die Lebensgeräusche von früher: das Treppauf, Treppab der Kinder, das Kratzen des Katers an der Tür, die Fernsehgeräusche nebenan, wenn ich schon im Bett lag. Wenn ich jetzt nach dem Spätdienst nach Hause komme, ist niemand da, mit dem ich reden kann. In den ersten Monaten nach unserer Trennung blieb ich deshalb nach Feierabend oft noch im Dienstzimmer meiner Arbeitsstelle sitzen. Seit 17 Jahren arbeite ich in einem Altenheim, es ist ein Ort, wo ich Sicherheit habe. Und ich habe das Feedback: Du leistest was Gutes, du bist kein schlechter Mensch, obwohl du deinen Mann und deine Kinder verlassen hast.

Diese Wohnung habe ich seit zwei Jahren, aber ich empfinde sie nicht als mein Zuhause. Vielleicht mache ich an der Wohnung meine Zerrissenheit fest. Die geringe Miete gab den Ausschlag, sie zu nehmen. Mein Freund und ich haben die Wände geweißt, den Teppich rausgerissen, die Möbel habe ich zusammengesucht, aus unserem Haus habe ich nur das Regal und meinen Schreibtisch mitgenommen. Die Kinder wollten nicht, dass dort noch andere Möbel fehlen. Die Waschmaschine hat mir mein Mann Alex gebracht, seither hat er meine Wohnung nicht mehr betreten. Als ich mich vor zweieinhalb Jahren von ihm trennte, habe ich für einige Monate bei meinem Freund gewohnt während des Schulaustauschjahrs seiner Tochter. Danach gab es für mich kein Zurück mehr, ich war schon viel zu

weit weg von meinem Mann. Ich hatte allerdings nicht gedacht, dass ich so große Gewissensbisse haben würde und hatte gehofft, dass die Kinder meinen Schritt besser verstehen. Und ich hatte nicht erwartet, dass es Alex so lange schlecht geht. Ich hatte vermutet, dass er mit Wut reagiert, aber er ist völlig gedämpft, ja depressiv. Manchmal habe ich Angst, dass er sich was antut. Einmal sagte er: »Mein Leben ist zu Ende.« Zu mir sagt er: »Na, du bist ja jetzt glücklich. Du hast ja, was du wolltest.« Aber das stimmt so nicht, es gibt ja auch Stress mit meinem Freund. Doch anscheinend hat mein Mann im Kopf: Luisa hat es sich wieder einmal so eingerichtet, wie sie es haben will.

Mein Mann und ich kennen uns seit 29 Jahren. Letztes Jahr hatten wir Silberhochzeit. Alex ist neun Jahre älter, seine erste Ehe wäre vermutlich auch ohne mich auseinander gegangen. Er hat sehr traditionelle Ehevorstellungen, der Haushalt musste immer picobello sein, die Kinder sollten gehorchen. Ich fühlte mich oft unter Druck. Berufstätig war ich immer, ich brauche die Kommunikation mit Kollegen. Mein Mann redet nicht gern, mir fiel auf, dass wir kaum gemeinsam lachten. Wenn ich im Kino lachte, sagte er prompt: »Doch nicht so laut!«

Die ersten Schwierigkeiten tauchten nach der Geburt unseres dritten Kindes auf. Alex fühlte sich vernachlässigt, damals erwog er unsere Trennung, aber ich wollte meine Kinder nicht ohne Vater aufziehen. Was mich zunehmend störte, war, dass er von sich als »meine Wenigkeit« sprach. Mehrmals habe ich ihm vorgeschlagen: »Sollen wir nicht das Haus verkaufen? Es wäre genial, wenn wir zwei nebeneinanderliegende Wohnungen hätten.« Aber er meinte: »Getrennte Schlafzimmer sind das Ende einer Ehe.« Vielleicht hatte ich unbewusst wirklich Trennungsgedanken. Über unsere Probleme habe ich jedoch allenfalls nachts nachgedacht, die finanziellen Folgen haben mir Angst gemacht, und mit Kindern, Beruf und Haushalt ist man ja rund um die Uhr beschäftigt. Natürlich merkte Alex, dass ich mich entzog. Er fragte manchmal: »Findest du es in Ordnung, dass du oft schon um 20 Uhr ins Bett gehst?« Aber er hat nie zu erkennen gegeben, dass ihm das nicht passt oder